



Die Primitive Scene.

DAS KUNSTFENSTER

Düsseldorfer kritische Wochenschrift für die Interessen aller Künste

Heft 18

Jahr 1

26. 2. 1921

DIE PRIMITIVE SCENE.

Ob die Theaterkrise, von der schon lange gemunkelt wird, nun früher oder später, schlimm oder weniger schlimm kommt: — daß überhaupt etwas der Art bald einmal kommen wird, erscheint gewiß. Und auch so viel ist sicher: Grund genug zum Sparen werden alle Bühnen haben, auch die auf der Konjunkturwoge schwimmenden oder auskömmlich subventionierten. Es darf einmal die Frage aufgeworfen werden, ob dieses vor die nackte Existenzfrage Gestelltsein eigentlich so unbedingt bedauerlich ist; ob es nicht irgendwie auch sein Gutes hat oder am Ende gar mehr des Guten als des Bösen . . .

Soweit die Existenzfrage der Theater schlechthin identisch ist mit dem wirtschaftlichen Sein oder Nichtsein des Schauspielers, ist und bleibt es sehr bedauerlich. Zwar ist nicht einzusehen, warum die Abwanderung in bürgerliche Berufe, die bald genug unter Malern und Musikern einsetzen muß, den Schauspieler nicht einbegreifen soll. Hier wie dort besteht die Hoffnung, daß die Vielzuvielen, die Schwachbegabten und Mitläufer dezimiert werden, daß dem Überangebot gesteuert werden und eine strengere und strengste Auslese nur die Starken oben behalten möchte: — sicher zum Heile der Kunst. Schon hier steht es einem kühnen Lebensglauben frei, des Guten mehr zu sehen, als des Bösen. Doch immerhin: wer die Idealität gerade des guten Durchschnittsschauspielers kennt, wer weiß, welches Maß edler Anspannung hier für knappen Lohn geleistet wird, und froh geleistet wird, dem wird es so oder so immer ein schmerzlicher Gedanke bleiben, daß gerade diese Rudimente der alten, echten Idealität demnächst von der Not der Gesamtwirtschaft erdrosselt werden könnten.

Darüber hinaus aber ist es sehr der Untersuchung wert, ob die Theaterkultur wirklich etwas zu verlieren, ob sie nicht vielmehr zu gewinnen hat, wenn demnächst die große Not hineingreift in den Plunder des Repertoireschlendrians.

Denn das gewohnheitsmäßige Hantieren mit Ewigkeitswerten ist im Theaterbetrieb nicht weniger widerlich als in der Religionsfabrik der Konfessionen. So ein normaler waschechter Provinz-

klassikerabend ist — Bühne und Publikum einbegriffen; nehmt Alles nur in Allem — doch etwas ganz Fürchterliches. Dieses auch bei hohem Durchschnitt völlige Abhandensein von Straffheit und Steilheit bei Spieler und Publikum macht mich allemal gemütskrank, daß ich nach kurzem Anlauf zum Aushalten mich traurig heimwärts wende. So geht es Vielen und nicht den Schlechtesten. Daß nur eine Wendung zum *Extremen* diesem Fortwursteln ein Ende machen kann, ist klar. Vielleicht wäre extremer Reichtum die bessere Wendung. Vielleicht . . . jedenfalls ein übersichtlicher Faktor. Wenn's so herum aber nun mal absolut nicht geht, ist vielleicht das andere Extrem immer noch besser, als das Unfestliche, Ungroße der satten Gewohnheit: der ewige Todfeind und Gegensatz der Schönheit.

Eine praktische Eigenheit des Theaterbetriebes von Gestern, Heute und Morgen aber läßt sich schon jetzt und ohne weiteres in den Rahmen der kommenden Verhältnisse einspannen. Das ist die szenische Ausstattung. Die Möglichkeit größeren Aufwands ist heute schon halb, ist morgen ganz abgeschnitten. Und wenn hier die Frage gestellt wird: Mit Konzessionen fortwursteln oder radikale Primitivität, so stürzt uns die Antwort von der Zunge, das unbedingte, das freudige: Weg damit! Weg mit dem ganzen Plunder. Die Shakespearebühne her! In kunstvoller Gewolltheit, versteht sich, nicht als kümmerliche Naivität. Ich muß gestehen, es ist eine meiner stärksten Zukunftshoffnungen, daß dies kommt; daß der lange, vielfach gewundene Weg zu einem Stil der Szene nur durch die äußere Not zielschnell zu Ende gegangen wird. Denn es ist doch gar keine Frage: Was am malerischen Expressionismus gut ist, weist auf die Bühne. Einiges auch in die Architektur, besonders die *innere* (Kunstgewerbe!). Aber drei Mal mehr noch auf die Bühne. Hier, wenn irgendwo, hat die Zeit doch ein *Eigenes* geschaffen. Und all das im Gemälde Fragwürdige, Rohe, das Infantile, Aufschreiende, Stammelnde, Rahmensprengende: auf die Bühne damit! Und Jeder läßt sich's gefallen. Eins, zwei, drei, und der Kontakt ist da. Es ist ja geschehen, geschieht aller Orten, mehr und mehr: Gewiß! Aber lange nicht entschieden genug. Immer noch ganz am Kernpunkt vorbei. Nämlich am *Primitiven*! Reicher, differenzierter, geschmäckerlich frasierter Expressionismus auf der Bühne ist Modespielerei, nicht *Erkenntnis*. Hart und groß muß er sein: Die Shakespearebühne expressionistisch wiedergeboren: das ist die Bühne der

Zukunft. Jedenfalls unserer, der deutschen Zukunft. Und wir wollen der „Theaterkrise“ danken, wenn sie uns schneller als zu hoffen stand, dahin führt.

Vor dem Einwurf, praktisch Undurchführbares zu fordern, ist man dies e i n e Mal wenigstens sicher. Hei, welch' eine Lust des Kunsthandwerks, hier anzupacken! All die verkitschten Kulissenleinwände mit großfarbigen Flächen zu adeln. Ein paar Töpfe Leimfarbe her! Und dann wird gezaubert . . . Die Bühnenmöbel her! Daß wir ein Ornamenten-Autodafé veranstalten! Hier wird weggehobelt, dort mit Pappe und Lackleinen bespannt. Und aus verstaubten Würdigkeiten werden um ein paar Mark Arbeitslohn im Nu die distinguiertesten Königsthronen aus Nirgendwann und Niemalswieder. Jeder Architekt und jeder Maler, der vom Handwerk, nicht von der Literatur herkommt, wird mir beipflichten, wenn ich behäupte, daß die besten Lösungen immer vom Gegebenen herkommen, nicht vom frei Erfundenen. Die Disziplin des Bauplatzes! Die befruchtende Kraft gegebener Realitäten! Der wohlthätige Zwang! Sucht Euch die rechten Leute und Ihr seid alle Ausstattungssorgen los. Aus den Ecken des Fundus fegt das Gerümpel zusammen und zaubert mit Geist und Handwerkerdisziplin die Szene von Morgen auf die Bretter!

EGON ADERS.

FÜR GUSTAV SACK.

Den Winden Deiner Heimat hört ich
Die hastig-heißen Worte ab,
Die Dir ein bildertrunknes Sehnen
Als bittere Erkenntnis gab.

Doch! Alles Handeln ist ironisch!
Ich hab sein gelles Lachen oft gehört;
Ein leuchtend Haus wohl,
Doch auf Sand gebaut,
Der rieselt.

Und stündlich schlägt das Herz,
Die eigenen Wünsche peitschend,
Hohnvoll mir zu:
Als Richter bitter,
Als Erlöser machtlos!